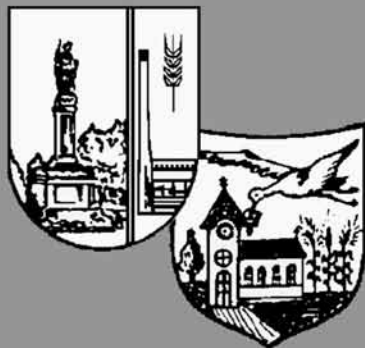




Landsmannschaft der Banater Schwaben
Heimatortsgemeinschaft Hatzfeld e.V.

HEIMATBLATT HATZFELD

20. Ausgabe 2013



Im Straflager in der Sowjetunion

Erinnerungen, die nicht vergehen

Es gibt Erinnerungen, die sich im Menschen festsetzen und von denen man sein ganzes Leben nicht mehr loskommt. Eine solche Erinnerung stellt für mich mein Aufenthalt in einem Straflager in der Sowjetunion dar, in das ich als Sechszehnjähriger im Januar 1945 zusammen mit meinem Vater verschleppt wurde. Das gleiche Schicksal teilten über 70.000 meiner Landsleute, welche infolge der Beendigung des Zweiten Weltkrieges in die Sowjetunion deportiert wurden. Heutzutage gibt es kaum noch Zeitzeugen, welche diese grausame Zeit überlebt haben: Von den 800 deportierten Hatzfeldern leben gegenwärtig gerade noch 41, sämtliche davon über 85 Jahre alt.

Unser Straflager befand sich in Dnjepropetrowsk (Ukraine). Wir wurden einer Brigade zugeteilt, welche aus fünfzehn Mann bestand und einem russischen Brigadier unterstellt war. Dieser unterstand seinerseits einem Natschalnik (*im Sowjetrussischen: Chef, Vorarbeiter, Polier*). Meiner Brigade wurden auch meine Landsleute Alexander Wildermuth, Matthias Wenzel, Mathias König, Hans Wiesenmayer und Ladislaus Pirofski zugeteilt. Unsere Aufgabe bestand darin, das Frachtgut der auf dem Fabrikgelände ankommenden Eisenbahnwaggons, zumeist Kohle, wegzuräumen. Nachdem der Zug zum Stillstand gekommen war, wurden zunächst die Falltüren der 60-Tonnen Pullmanwagen geöffnet, damit die Kohle herausrutschen konnte. Danach mussten wir den Freiraum zwischen Gleis und Frachtgut (*Gabarits*) freischaufeln. Anschließend luden wir die Kohle in Tragen (*Traghatsch-Nasilka*) und schafften sie zur Halde.



Stefan Jäger: Russlandverschleppung (Öl auf Leinwand, 41cm x 70 cm)

Wir arbeiteten in einer Tages- und einer Nachtschicht. Der Wechsel von der Tages- zur Nachtschicht und umgekehrt fand stets am Wochenende statt. Die Nachtschicht kam frühmorgens ins Lager zurück und konnte tagsüber in den Baracken schlafen. Es kam jedoch des Öfteren vor, dass man aus seinem Schlaf geweckt wurde und bei einer Beerdigung mithelfen musste. Nach der Nachtschicht wurden wir von einem Wachposten von der Fabrik zurück ins Lager geführt. Wir wurden zumeist von Nata-scha, einem jungen und gutmütigen Mädchen begleitet, welches auch das schwere Gewehr tragen musste.

Unsere Tage waren zäh und eintönig. Sie zogen sich hin und in ihrer Gleichförmigkeit verloren wir beinahe das Gefühl für die Zeit. Und so schlepten wir uns hin in der Ungewissheit, was uns noch erwarten würde. Im Herbst 1946 war die Ernte infolge der Dürre sehr schlecht ausgefallen und infolgedessen wurden unsere ohnehin nicht üppigen Rationen noch einmal verkleinert. In der Folge litten zahlreiche Lagerinsassen an Unterernährung. Die Beine, der Bauch und sogar der Kopf der an Unterernährung Erkrankten schwellen an und sie konnten sich nur unter größten Mühen fortbewegen. Schließlich sahen sie nur noch wie verzerrte Menschengestalten aus, die alsbald das Zeitliche segneten. Dazu gehörten auch meine Landsleute Nikolaus Birkenheuer (Grabatzersch Klos), Nikolaus Koch (Lerchendorf), Johann Willing, Mathias Russ (Lerchenfeld), Geza Wenzel und Michael Fiedler (Mischko).

Im Frühjahr 1947 verschärfte sich die Hungersnot erheblich. Die Zahl der Toten stieg beständig und die Menschen versuchten, den Hunger mit allen Mitteln zu bekämpfen. Viele waren bereits schwach und ausgemergelt und kaum noch arbeitsfähig. Viele Möglichkeiten hatten sie jedoch nicht: Sie tauschten ihre Winterkleidung gegen etwas Essen ein. Und so verlegten viele den Hunger in den Bereich ihrer Erinnerungen und der Phantasie, an die man sich klammerte: Es wurden Kochrezepte aufgeschrieben und virtuelle Speisepläne erstellt. Eine Frau erzählte mir, dass „die Erinnerung an eine Nusstorte“ sie am Leben erhalte. Und so erfragte sie immer bei verschiedenen Menschen die Zutaten, damit diese Nusstorte sie am Leben erhält. Auch ich nannte ihr einige Zutaten. Sie schwieg dann eine lange Weile, dann jedoch fragte sie mich: „Entschuldigen Sie, wie viele Eier haben Sie genommen?“ Andere wiederum schafften es, sich des Hungergefühls scheinbar auf irgendeine Weise zu entledigen. Den Gedanken daran trugen sie wie eine unabwendbare Krankheit, mit der man sich abfinden musste.

Der Hunger war schon schlimm genug und hat zahlreiche Opfer eingefordert. Aber eigentlich noch schlimmer war es, dass man uns die Hoffnung genommen hatte. Wir waren entrechtete Sklaven in einem Straflager. Und das auf unabsehbare Zeit. Viele verzweifelte daran, andere versuchten erfolglos zu fliehen. Und so erkrankten beinahe alle an der unheilbaren Krankheit des Heimwehs.

Paradoxierte gab es nur eine einzige Möglichkeit, dem Straflager zu entkommen und in die Heimat zurückzukehren: Menschen, die unter einer erheblich arbeitsbehindernden Krankheit litten, wurden in die Heimat zurückgebracht. Und so gab es zahlreiche Insassen, die dabei nachhelfen wollten, nur damit sie diesem Elend so schnell wie nur möglich entkommen können und mit dem nächsten Transport in die Heimat zurückgeschickt werden. Sie schütteten in ihre tägliche Wassersuppe erheblich viel Salz und tranken zudem extrem versalzenes Wasser. Infolgedessen schwellen ihre Beine und ihre Wangen an. Einige hatten tatsächlich damit Erfolg. Andere wiederum verschätzten sich dabei und starben.

Mittlerweile hörte man in unserem Lager nur noch Gespräche über Essen und über „skoro domoi“ (bald gehen wir nach Hause). Im Frühjahr 1947 stellt der Arzt fest, dass auch ich „dystrophisch“ geworden bin und unter schwerer Unterernährung litt. Obwohl ich eigentlich arbeitsunfähig war, musste ich dennoch das Essen für die Kranken aus der Fabrikkantine ins Lager bringen und mich zudem noch als Totengräber betätigen.

Der Hunger – unser täglicher Begleiter

Stellvertretend für zahlreiche Geschichten, die ich aus meiner Deportationszeit erzählen könnte, möchte ich über ein persönliches Erlebnis berichten. In den drei Jahren, die ich zusammen mit meinem Vater in der Ukraine verbringen musste, war der Hunger unser ständiger Begleiter. Die Gelegenheit sich richtig satt essen zu können, hatte ich niemals. Da ich zu schweren Arbeiten eingeteilt war, bekam ich täglich 1000 Gramm in Kastenform gebackenes schwarzes Brot. Kranke bekamen nur 300 Gramm Brot. In der Kantine bekam jeder die gleiche Menge Krautsuppe, Tee oder Gascha, eine Art Zuspese aus Weizen, Gerste oder Mehl.

Es war im Herbst 1946, als ich in der Nachtschicht arbeitete. Zusammen mit einem Arbeitskameraden machte ich einen „Ausflug“. Anfangs hatte ich ja Bedenken wenn man feststellen würde, dass wir die Fabrik heimlich verlassen haben. Eine anständige Tracht Prügel wäre uns sicher gewesen, überdies hätte man uns für einige Tage die Brotration gestrichen. Wir sehnten uns jedoch nach gut schmeckenden Kartoffeln und schlichen uns im Schutze der Dunkelheit aus der Fabrik. Wir sammelten Brennholz, das wir dann gegen Kartoffeln, Rüben oder Kürbisse eintauschten. Die Lebensmittel schmuggelten wir dann unter den Kleidern ins Lager. Anschließend stellten wir eine Konservendose auf Ziegel auf und kochten uns eine Mahlzeit.

Einmal jedoch hatte das Glück uns verlassen. Wir wurden geschnappt und der Lagerleitung übergeben. Wir wurden den Offizieren und einem Dolmetscher vorgeführt. Neben meinem Freund und mir, waren da noch zwei gefasste Entflohenen: Adam Gieser aus Hatzfeld und Matz Merschbach aus Grabatz. Zuerst wurden die zwei Entflohenen als Verbrecher abgeurteilt und mit einer schweren Strafe bedacht. Danach klagte der Offizier uns an, dass wir einen Fluchtversuch unternommen hätten, worauf eine drastische Strafe steht und er kündigte uns an, dass wir für zwanzig Jahre nach Sibirien verbracht würden. Unter den Anwesenden befand sich auch mein Vater. Dieser trat nun hervor und bat den Offizier inständig, dass er an meiner Stelle nach Sibirien verschickt werden möchte. Mir kamen die Tränen, als ich sah, wie mein Vater sich mit seinem Leben für mein Leben einsetzte. Auch das werde ich niemals vergessen und in dankbarer Erinnerung behalten. Wie es sich schließlich herausstellte, sollten wir jedoch nur abgeschreckt werden. Tatsächlich wurden wir nur für ein paar Tage im Lager unter Arrest gestellt. Nach zehn Tagen mussten wir unsere gewöhnliche Arbeit wieder aufnehmen. Die beiden Flüchtlinge jedoch wurden tatsächlich nach Sibirien verbracht.

Anton Schenk